

# Der Beruf des Heimerziehers - Durchgangs- oder Lebensberuf? : Lebensgemeinschaft als Ergänzung zum traditionellen Heim?

Autor(en): **Siegenthaler, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **57 (1986)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810464>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Beruf des Heimerziehers – Durchgangs- oder Lebensberuf?

## *Lebensgemeinschaft als Ergänzung zum traditionellen Heim?*

Kurt Siegenthaler betreut im Auftrag des Jugendamtes der Stadt Bern eine Lehrlingsgruppe, die als Aussenwohngruppe eines städtischen Jugendheimes konzipiert ist. Die Aussenwohngruppe besteht aus der vierköpfigen Familie Siegenthaler, drei Jugendlichen aus dem Jugendheim und einem Jugendlichen, der von «draussen» zu der Gruppe kam. Im vorliegenden Bericht zeigt Kurt Siegenthaler, wie in dieser Gruppensituation Lebensgemeinschaft zustande kommt. Er versteht seinen Text als Antwort auf den in Nummer 2/86 des Fachblattes abgedruckten Artikel von Christian Bärtschi. Die beiden Autoren meinen aber offensichtlich nicht dasselbe, wenn sie von Lebensgemeinschaft sprechen: Christian Bärtschi meint die Lebensgemeinschaft im Heim, Kurt Siegenthaler spricht von Lebensgemeinschaft als einer Alternativform zum Heim!

In der letzten Ausgabe dieses Heftes nahmen Christian Bärtschi und Paul Sonderegger Stellung zu verschiedenen Formen von Lebensgemeinschaften. Während im Bericht von Herrn Bärtschi neue Ideen und Anregungen neue Impulse erscheinen lassen, äussert sich Herr Sonderegger eher skeptisch in bezug auf dauerhafte und intensive «Langzeitarbeit» im Erzieherberuf.

Aus den Erfahrungen, die ich als Erzieher während meiner «Heimzeit» und auch in der Wohngruppe als Grossfamilie bis anhin gemacht habe, zeigen beide Autoren sehr wichtige und äusserst treffende Punkte auf, die mit diesem Bericht vertieft und praxisnah aufgezeigt werden sollen.

### Die Situation

Nach zweijähriger Arbeit im Heim entschlossen sich meine Frau und ich mitsamt unseren beiden Kindern im Vorschulalter, in Zukunft die «Familie» als hauptsächlichstes pädagogisches Mittel einzusetzen und damit möglichst natürliche Verhältnisse zu schaffen.

Als *Lehrlingsgruppe* konzipiert, traten drei Jugendliche aus dem Heim in die Gruppe über, eine Person kam von ausserhalb dazu. Als Wohnort dient ein Einfamilienhaus mit sieben bewohnbaren Räumen, ohne räumliche Trennung oder Unterteilung in Privat- oder Arbeitsfläche.

Die Arbeit ist als 100%-Stelle konzipiert, auf eine Aushilfe oder Vertretung wurde, bis auf eine Haushalttochter, bewusst verzichtet. Es wurde auch keine feste Arbeitszeit

oder Ferienregelung vereinbart, damit alle Möglichkeiten vorhanden sind, auch diese Zeit gemeinsam zu verbringen.

### Zielsetzungen

1. Die Bedürfnisse *aller* Beteiligten in gleichem Masse decken.
2. Keine Konkurrenzierung der leiblichen Eltern, sondern regelmässige Treffs (Elternarbeit, Supervision).
3. Restsozialisation, vor allem im Primärbereich (Familie) und für Lehrstelle usw. (Sekundärbereich).
4. Personalisation (Erkennen und Erleben des eigenen Selbst).
5. Vertrauensbildung und Offenheit auch komplexeren Problemen gegenüber (Sexualität, Drogen usw.).

Dies ist selbstverständlich nur ein Teil aller Zielsetzungen, die, alle aufgezählt, eine schier endlose Liste geben würden.

#### *1. Die Bedürfnisse aller Beteiligten in gleichem Masse decken*

Zur ursprünglichen Stammfamilie, die ihrerseits bereits aus vier Personen mit individuellen Ansprüchen besteht, stossen noch einmal vier, in Art und Weise grundverschiedene Personen hinzu. Um das Ganze nicht bereits zu Beginn der neuentstandenen Gemeinschaft scheitern zu lassen, sind gewisse Voraussetzungen unerlässlich:

- Es muss eine *Trägerschaft* vorhanden sein, die von aussen mit beraterischer Tätigkeit hilft, optimale Startverhältnisse zu schaffen und die möglicherweise eine schon vorhandene Infrastruktur zur Verfügung stellen kann (Heim, Jugendamt o.ä.).
- Die *Auswahl* der zur Grundfamilie stossenden Personen muss allein durch die Familie getätigt werden; wünschbar auch hier eine aussenstehende Beratung.
- Es müssen *klare Rahmenbedingungen* geschaffen werden, die jedoch in Anlehnung an zukünftige gemeinsame Erfahrungen *jederzeit veränderbar sind*.

Fallbeispiel:

Ein Platz in der seit kurzem existierenden Lebensgemeinschaft ist noch frei. Der Jugendliche, der sich für diesen Platz interessiert, möchte hier eigentlich nur das Essen einnehmen und schlafen. Die bestehende Gruppe ist sich gewohnt, am Abend gemeinsam hie und da etwas zu unternehmen, was den Zusammenhalt fördert.

Lösungen:

- Die Rahmenbedingungen werden so gestaltet, dass ein oder zwei Abende pro Woche gemeinsam verbracht werden *müssen*.
- Die Abende werden für alle in Zukunft frei verfügbar sein.
- Der Bewerber wird abgewiesen.

Als wichtige Grundlage für das Funktionieren der Lebensgemeinschaft im Familienrahmen muss die Tatsache gewertet werden, dass *Bedürfnisse und Erwartungen sich sowohl bei den Mitgliedern der Grundfamilie als auch bei den Jugendlichen in hohem Masse als variabel erweisen*. So haben wir die Erfahrung gemacht, dass sich der anfängliche Wunsch, manchmal allein zu sein, verwandelt hat und nun die Nähe der andern ein vordergründiges Bedürfnis geworden ist. Es ist also ohne weiteres möglich, aus einem Teil der persönlichen Bedürfnisse eines einzelnen mit den Teilen der anderen zusammen einen «Kuchen» zu backen, von dem alle essen können und damit sogar noch der Hunger gestillt werden kann.

## 2. Keine Konkurrenzierung der leiblichen Eltern

In erster Linie sind die leiblichen Eltern erfreut, eine familiäre Lösung gefunden zu haben, vor allem wenn der Weggang des Jugendlichen von zu Hause elterliche Schuldgefühle auslöst. Nach wie vor ist die Lösung eines Heimeintrittes bei den meisten Eltern leider mit einem bitteren Nachgeschmack verbunden. Deshalb entstehen vorerst keine Konflikte bei einer Familienintegration, eher herrscht ein Gefühl der Befreiung vor.

In unserem Fall war es so, dass (glücklicherweise) von Anfang an eine rasche Veränderung der zuvor unbefriedigenden persönlichen Situation eingetreten ist, das heisst eine sichtbare Besserung oder sogar Aufhebung verschiedenster Probleme. Dies mag zwar für den Jugendlichen und ebenfalls für die ganze Lebensgemeinschaft gut sein, schafft jedoch neue, auf die leiblichen Eltern bezogene Probleme, die in einem Heim aufgrund der weniger intimen Atmosphäre in den Hintergrund treten.

Zwei Möglichkeiten treten meist als erstes auf:

- Der Jugendliche spürt, dass es ihm in seiner neuen Umgebung besser geht als zu Hause – daraus resultiert ein Verstossen der leiblichen Eltern und deren bisheriger Erziehungsformen.
- Die Eltern werden in den ohnehin schon vorhandenen Schuldgefühlen bestärkt und machen sich den Vorwurf, versagt zu haben.

Nicht selten ist es nötig, bisherige Erziehungsformen der leiblichen Eltern vollständig zu verändern, obwohl die Eltern bestimmte Erwartungen in bezug auf die weitere Entwicklung ihres Kindes haben, Erwartungen, die ihrer Meinung nach nur mit den von ihnen praktizierten Methoden erfüllt werden können. Es ist klar, dass schnell eine Eifersucht entstehen kann, die sehr kontraproduktive Auswirkungen haben wird.

Gerade in der Elternarbeit ist es wichtig, eine Vertrauensbasis zu schaffen, um folgende *Arbeitsziele* erreichen zu können:

- Akzeptieren der momentanen, möglicherweise endgültigen Situation.
- Verminderung der vorhandenen Aggressionen.
- Gemeinsames Ausarbeiten einiger Ziele (Lehre fertigmachen, regelmässige Schulbesuche usw.).

## 3. Restsozialisation im Primärbereich

Durch frühere Erlebnisse, die möglicherweise Jahre zurückliegen oder sich über Jahre hinweg erstreckten, sind immer wieder gewisse Sozialisationsmängel bemerkbar, die bei richtiger Behandlung auch im Stadium eines Jugendlichen im Schulentlassenen-Alter ohne weiteres zu beheben sind.

Paul Sonderegger stellt in seinem Bericht in Frage, ob es möglich sei, diese Aufgabe im Familienverband zu übernehmen, ohne dass dabei die Grundfamilie auf längere Sicht Schaden davon trägt. Andererseits ist sicher auch die Gegenfrage berechtigt, wer denn sonst diese Aufgabe übernehmen soll, da die wirkliche, realitätsbezogenste Sozialisation meiner Meinung nach eben nur im Primärbereich selbst durchgeführt werden kann.

Der Primärbereich ist dadurch gekennzeichnet, dass Arbeit und Freizeit am selben Ort stattfinden. Bei ausserfamiliärer Sozialisation stellt sich mir demnach die Frage: Wie weit ist eine effiziente Arbeit überhaupt möglich, wenn zwischen Freizeiträumlichkeiten und eigentlichem Arbeitsbereich eine Trennung gemacht wird?

- Wer entscheidet, wann ein Aufenthalt im Arbeits- bzw. Freizeitbereich stattfinden soll?
- Werden mit einer Trennung nicht Klassenunterschiede geschaffen?
- Wird die Lebensgemeinschaft nicht auseinandergerissen und schießt somit am Ziel, der Sozialisation nämlich, vorbei?

Aufgrund unserer praktischen Erfahrung käme für uns eine räumliche Trennung keinesfalls in Frage, sie würde geradezu dazu verleiten, unangenehmen Situationen den Rücken zu zeigen. Leider (oder zum Glück?) kann im Normalfall auch nicht immer «geflüchtet» werden.

Ich bitte Sie, meine Theorie (die stark an die praktischen Erfahrungen angelehnt ist) nicht zu missverstehen und als Vorwurf an Heime oder andere Institutionen zu interpretieren. Das Heim, wie es heute funktioniert, ist unbedingt nötig. Schliesslich war es auch das Heim, das einem Teil unserer Lebensgemeinschaft zuerst den Weg geebnet hat, in diese eintreten zu können. Man könnte dies als eine Art «Vorsozialisation» bezeichnen, auch wenn dieser Begriff als solcher nicht existiert.

## 4. Personalisation

Im Alter von 16 bis 18 Jahren, wie dies bei unseren Jugendlichen der Fall ist, muss vermehrt Gewicht auf die Personwerdung gelegt werden. Denn während im Normalfall ein Jugendlicher auch nach Erreichen des 20. Lebensjahres die Möglichkeit hat, weiterhin zu Hause zu bleiben, ist dies bei unserer Personengruppe erschwert oder sogar

25  
Jahre  
ans

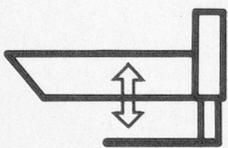
Das vollständige  
System  
für Hygiene und  
Rehabilitation

SIC

Le système  
complet  
pour hygiène et  
réhabilitation

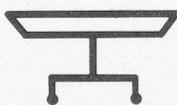
Baden  
*Baigner*

Hebewanne  
*Baignoire élévatrice*



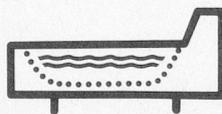
Duschen  
*Doucher*

Duschwagen  
*Chariot douche*



Therapie  
*Thérapie*

Hydrotherapie  
*Hydrothérapie*



Überführung  
*Transfert*

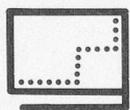
Sitzlifter  
*Fauteuil élévateur*



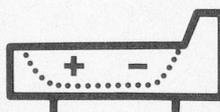
Pflegewanne  
*Baignoire de soins*



Duschkabine  
*Cabine douche*



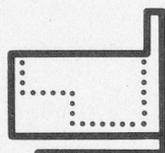
Elektrotherapie  
*Electrothérapie*



Liegelifter  
*Brancard élévateur*



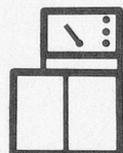
Sitzwanne  
*Baignoire assise*



Duschpult  
*Tableau de commande  
douche*



Fangotherapie  
*Fango-thérapie*



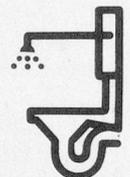
Gehtrainingslifter  
*Déambulateur*



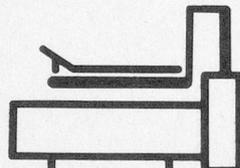
Säuglingspflege  
*Soins aux nouveaux-nés*



Kombipult  
*Tableau de commande*



Bewegungsbad  
*Baignoire thérapeutique*



Sicherheitsgriffe  
*Poignées de sécurité*



Die Bedürfnisse der Pflege sind vielfältig. Die beste Lösung ist öfters nur durch Kombination mehrerer System-Komponenten möglich. Unsere Erfahrung und ein komplettes system-integriertes Produktsortiment befähigt uns zu umfassender und objektiver Beratung. Stellen Sie uns auf die Probe – wir freuen uns auf Ihre Anfrage.

Les besoins en soins sont multiples. Fréquemment la solution optimale consiste en une coordination adéquate de plusieurs systèmes.

Notre expérience et notre gamme complète de produits nous permettent de vous conseiller objectivement et intégralement. Mettez-nous à l'épreuve, nous réjouissons d'être à votre service.

SIC

SIC AG  
Wartenbergstrasse 15  
4020 Basel  
Telex 62640  
Telefon 061/419784

unmöglich. Nun weisen aber gerade die Jugendlichen unserer Zielgruppe oft erhebliche Rückstände auf, die es einzuholen gilt.

Warum muss darauf speziell geachtet werden? Können unsere Jungen nicht auch über die erworbene Mündigkeit hinaus bei uns bleiben? Wäre dies nicht die logische Folge einer über Jahre hinaus gut funktionierenden Lebensgemeinschaft?

Dazu gibt es verschiedene Antworten:

- Vor allem bei den Jugendlichen, die schon nach längerer Heimaufenthaltsdauer wiederum für zwei, drei Jahre in eine noch so gut funktionierende Lebensgemeinschaft kommen, ist der Wunsch, «endlich» etwas Eigenes zu haben, sehr gross.
- Die finanzielle Seite der Versorger lässt ein Verbleiben in der Gruppe nicht zu.
- Das Pflichtenheft sieht vor, dass neue Plätze für neue Leute geschaffen werden müssen.

Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als durch geeignete Massnahmen und gezielte Aktionen den Prozess der Personalisation voranzutreiben. Dazu bieten sich speziell innerhalb der «Familie» als Lebensgemeinschaft vielerlei Möglichkeiten:

- Übertragen von *Verantwortung* nicht nur für den Jugendlichen selbst, sondern für die ganze Familie oder einen Teil davon (Kinderhüten, wenn Vater und Mutter weg sind, Einkauf organisieren, Gestalten der Freiheit für alle usw.).
- *Entscheidungsfähigkeit* fördern («Hilf mir, ich weiss nicht mehr was machen . . .»).
- *Verhandlungen* mit Behörden, zukünftigen Lehrmeistern, Lehrern usw. den Jugendlichen überlassen, soweit dies machbar ist und ohne der jungen Person den Mut wegzunehmen.
- Und schlussendlich gehören ganz *banale Sachen* dazu wie das Besorgen der eigenen Wäsche, die tägliche Hilfe im Haushalt und ähnliches.

### 5. Vertrauensbildung und Offenheit

Der letzte Aspekt, den ich beleuchten möchte, bezieht sich auf die Lebensgemeinschaft selbst und hat mit der Zukunft des Jugendlichen soweit nicht viel zu tun. Mit diesem Abschnitt möchte ich ein wenig auf den Aufsatz von Christian Bärtschi eingehen, der in der letzten Ausgabe des Fachblattes auf der Suche nach neuen Formen der Lebensgemeinschaft ist. Obwohl Herr Bärtschi seine Theorie grösstenteils auf eigentliche Heimstrukturen bezieht, zeigt sie auch Möglichkeiten auf für Lebensgemeinschaften, wie deren eine bei uns zu Hause existiert.

Überraschend ist der Satz: «Jede Lebensgemeinschaft muss von allen Beteiligten mitgetragen werden.» *Damit ein Mittragen überhaupt in Frage kommt, muss etwas geschaffen werden, welches auch wertvoll genug ist, um getragen zu werden.* Zu den wertvolleren Gebilden in jeder Form von Lebensgemeinschaft überhaupt gehört das Vertrauen und eine gegenseitige Offenheit. Zur Vertrauensbildung und Förderung der Offenheit gehören folgende Faktoren:

- Jede Person mit all ihren Eigenschaften muss ernst genommen werden.
- Die totalitäre Hierarchie muss beseitigt werden.
- In beschränkter Masse kann eine «republikanische» Führungsart (Chr. Bärtschi) viel helfen, wenn sie eine natürliche Autorität der Hauseltern zulässt.

Vertrauen wird auch gebildet durch die immer fortwährende Konfrontation zwischen Erzieher und Jugendlichen. Dies ist zwar ein sehr mühsamer und langer Weg, der vor allem im Familienverband anfangs belastende Auswirkungen haben kann, weil immer die gleichen Personen in die Konfrontation verwickelt sind. Mit der Zeit sind jedoch alle bestrebt, Konfrontationen zu vermeiden. Damit ist der Weg zu einer offenen Gemeinschaft geebnet.

### Die Chance der Lebensgemeinschaft im Familienverband

Ich habe schon festgehalten, dass sehr gute *Grundvoraussetzungen* vorhanden sein müssen, um eine Lebensgemeinschaft zu gründen. Dies gilt im übrigen auch für alle WGs und Grossfamilien, die nicht genau gleich konzipiert sind, wie zum Beispiel unsere Gemeinschaft. Es wäre nicht das erste Mal, dass Grossfamilien oder eine WG schon scheitern, bevor sie überhaupt richtig angefangen haben zu existieren. Dafür gibt es viele Gründe:

- Die *finanzielle Seite* ist ungeklärt oder steht sonst auf wackligen Beinen (vor allem private Organisationen werden damit zu kämpfen haben).
- Es ist kein *klares Konzept* vorhanden.
- Auf die *Zusammensetzung der Gruppe* wird zu wenig Wert gelegt (Zielgruppe festlegen!).
- Die *Unterstützung von aussen* fehlt (zum Beispiel Trägerschaft oder Standort).
- Nachlassende *Motivation* der Hauseltern (auch das gibt es!).

Am geeignetsten erscheint mir als Voraussetzung zu einer Lebensgemeinschaft der *Rückhalt einer öffentlichen oder halböffentlichen Institution* zu sein, die finanziell in der Regel keine Probleme hat. Man muss sich bewusst sein, dass das Einkommen im Vergleich zu den Ausgaben ein Tropfen auf den heissen Stein ist, also ein Betriebsdefizit in der Grössenordnung von gut 1 : 3 zu erwarten ist. Zudem kann man bei einer Integration einer geeigneten Institution von deren vorhandener Infrastruktur profitieren, sei es nur der Kopierapparat oder die Supervisorin, das günstige Waschmittel oder das zur Verfügung gestellte Briefpapier. Natürlich werden jetzt Stimmen laut, die bereits wieder von Abhängigkeit und eingeschränkter Entscheidungsfreiheit sprechen. Wenn jedoch eine bestehende Institution eine Lebensgemeinschaft in der beschriebenen Art eröffnen will, werden die Verantwortlichen auch den Stellenwert der ausführenden und darin wohnenden Personen erkennen.

Ich für meinen Teil kann nur wünschen, dass sich vermehrt solche Lebensgemeinschaften bilden können, und zwar als Ergänzung zum traditionellen Heimtyp, entweder ausserhalb des Heimes oder aber auch heimintern, wie es zum Beispiel im Städtischen Jugendheim Schlossmatt der Stadt Bern bereits praktiziert wird.